

## Besprechungen

**Danielzyk, Rainer: Zur Neuorientierung der Regionalforschung – ein konzeptioneller Beitrag.** – Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, 1998. 519 S., 7 Abb., 7 Tab., Lit.-verz. S. 451–519. (= Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung 17). ISBN 3-8142-0623. DM 34,00.

Die unzureichende gesellschaftstheoretische Fundierung regionalwissenschaftlich-planungsbezogener Forschungen in Deutschland führt leicht dazu, dass statt fundierter Analysen Schlagworte aufgegriffen und ein Modejargon entwickelt wird. Rainer DANIELZYK stellt mit seiner „Neuorientierung der Regionalforschung“ demgegenüber ein Konzept vor, das die gesellschaftswissenschaftliche Auseinandersetzung über die Regionalforschung im angelsächsischen Raum aufgreift und weiterentwickelt. Hiermit begibt er sich auf ein breites Terrain, auf dem viele gefährliche Stolperfallen verborgen sind, etwa durch bereits geführte Diskussionen um den Regionsbegriff, durch die Problematisierung des Idiographischen, die Auseinandersetzung darüber, auf welche Weise gesellschaftlicher Wandel in geographische Studien einfließen kann u.a.m. Wohl auch aufgrund der Weite des Themenfeldes und der vielen erläuterungsbedürftigen Teilbereiche ist ein umfangreiches Werk entstanden. Das Volumen sollte nicht abschrecken, es zu lesen, da der Autor seine Arbeit klar gliedert, zudem „Lesehilfen“ anbietet und eine prägnante Sprache wählt, die das Lesen angenehm macht.

Rainer DANIELZYK geht von einem aktuellen gesellschaftlichen Umbruch aus, der mit dem Schlagwort „veränderter Rahmenbedingungen“ nur schwach skizziert wird. Diesen gesellschaftlichen Umbruch diskutiert er unter Heranziehung des Regulationsansatzes und der ihm zugrundeliegenden These des Wandels von der „fordistischen“ zur „postfordistischen“ Gesellschaft. Dabei ragt diese Arbeit unter der Vielzahl an Publikationen zu dem Thema „Postfordismus“ dadurch heraus, dass der Regulationsansatz sorgfältig, intensiv und kritisch aufgearbeitet wird. Die wesentlichen Kritikpunkte am Regulationsansatz bilden erstens die ungenaue Fassung dessen, was „Kultur“ im Regulationsansatz bedeutet, und zweitens die vage Umschreibung der Handlungsorientierungen der Akteure. Aufgrund dieser Mängel werden ergänzende Erklärungsansätze herangezogen und mit Hilfe der Theorie der Strukturierung ein überzeugendes Konzept entwickelt.

Der empirische Teil dieser Arbeit fällt vergleichsweise knapp aus, doch da sich die ohnehin umfangreiche Arbeit als „ein konzeptioneller Beitrag“ zur Regionalforschung versteht, erscheint diese Gewichtung nachvollziehbar. Anhand der regulationstheoretisch interpretierten Fallstudien, die im Emsland, in Ostfriesland und im Ruhrgebiet erfolgen, wird gezeigt, wie Regionalforschung im Sinne einer nicht modellhaft-reduktionistischen Vorgehensweise, sondern „verstehender“ und der Aufklärung verpflichteter Forschung sich gestalten kann.

Vor diesem Hintergrund entwickelt der

Autor integrative theoretische Perspektiven für eine Neuorientierung der Regionalforschung und für planungspolitische Weiterentwicklungen. Er stellt den Entwurf eines Forschungskonzeptes für empirische regionalwissenschaftliche Studien vor, die als primäre Themenfelder die Formen zwischenbetrieblicher Beziehungen, die Arbeit-Kapital-Beziehungen, politisch-administrative Strukturen, Verfahren und strategische Orientierungen, Alltagsbewußtsein, „Wir-tschafts- und Arbeitskulturen“, soziale Strukturen und Handlungsmuster sowie mentale Konstruktionen der Region beinhalten sollten. Hinzu kommen ergänzende Aspekte, deren Wandel nach Meinung des Autoren langfristiger ist und die auf regionaler Ebene weniger beeinflussbar sind, wie Technologie, Stellung der Region in der (internationalen) räumlichen Arbeitsteilung, raumstrukturelle Muster, physische Umwelt und ökologische Situation. Die Auswahl, die Gewichtung und die Fassung dieser Themenfelder erscheint plausibel, doch sind sie zweifellos kein end- und allgemeingültiges Raster, sondern eher ein gutes Grundmuster, das für die jeweiligen Projekte der Regionalforschung zu überprüfen, zu konkretisieren und weiterzuentwickeln ist. Es wird abzuwarten bleiben, wer sich an das wissenschaftlich „heiße Eisen“ der Regionalforschung in Deutschland nun zukünftig herantrauen wird.

Martina FUCHS, Köln

**Heineberg, Heinz u. Klaus Temnitz (Hrsg.): Münsterland, Osnabrücker Land/Emsland, Twente. Entwicklungspotentiale und grenzübergreifende Kooperation in europäischer Perspektive. Jahrestagung der Geographischen Kommission in Münster und Osnabrück 1998.** – Münster: Geographische Kommission für Westfalen, 1998. Abb., Tab., Lit.-Hinw. (= Westfälische Geographische Studien 48). DM 28,00.

Mit diesem Tagungsreader haben Heineberg und Temnitz einen sehr lesenswerten Band herausgegeben, der einerseits die Spannweite des Betätigungsfeldes einer modernen angewandten Geographie deutlich vor Augen führt und andererseits eine aktuelle Momentaufnahme eines Raumes wiedergibt, der sich in einer intensiven und dynamischen Umbruchsituation befindet.

Auf eine anregende Art und Weise werden in den teils wissenschaftlichen teils fachplanungsbezogenen Beiträgen unterschiedliche Themenfelder (Raumplanung, Wirtschaftsförderung, interkommunale Kooperation, Stadtentwicklung, Verkehr, Einzelhandel, Kulturlandschaft) und verschiedene Maßstabsebenen (von der Region bis zum Stadtteil bzw. zu einzelnen Landschaftsteilen) zu einem Kaleidoskop aktueller Entwicklungstendenzen und –anstrengungen verknüpft, in einem Raum, der sich immer intensiver als eine grenzübergreifende europäische Region versteht.

Gerade aus den stärker konzeptionellen Beiträgen zu den Perspektiven grenzüberschreitende Raumentwicklung, zur Raumplanung über Landesgrenzen hinweg, zu verschiedenen Teilaspekten der regionalen Kooperation wie Wirtschaftsförderung, Verkehrsplanung oder Städtennetze werden die Bemühungen in der Region deutlich, eine eigene und selbstbewusste Position im Europa nach dem Fall des eisernen Vorhangs zu finden und nicht nur Transitraum neuer Ost-West-Beziehungen zu werden.

Ergänzt werden diese Berichte durch zukunftsweisende sektorale Beispiele wie grenzüberschreitende Verkehrskonzepte oder einzelne Bus- oder Eisenbahnlinien bzw. interkommunale Kooperationsbemühungen. Einige Beiträge fallen allerdings aus dem grundsätzlichen Tenor der Konstruktion eines grenzüberschreitenden Raumes heraus. Das macht sie allerdings nicht weniger lesenswert.

Manfred MIOGA, München

**Heinritz, Günter, Ilse Helbrecht (Hrsg.): Sozialgeographie und Soziologie – Dialog der Disziplinen.** – Passau (L.I.S.) 1998 (= Münchener Geographische Hefte 78).

Anlaß des im Februar 1998 veranstalteten Symposiums war der elf Monate zuvor erfolgte Tod des Münchener Emeritus Wolfgang HARTKE. Sein Nachfolger Günter HEINRITZ hat dieses akademische Brauchtum für eine Bestandsaufnahme genutzt: Welche Perspektiven hat die handlungsorientierte Sozialgeographie? Kann sie sich, sollte sie sich von der engen Theoriebindung an die entsprechende Soziologie lösen?

Einst, in den 1960er Jahren, erhielt die Sozialgeographie angesichts der drohenden Auflösung der ‚Erdkunde‘ im Konglomerat ‚Gemeinschaftskunde‘ ihre Funktion als ‚Speerspitze im Fach‘ und brachte die Geographie über die Klippen eines Paradigmenwechsels. Nun formulieren HEINRITZ und HELBRECHT ein erneutes Unbehagen. 1984 hatte der britische Soziologe Anthony GIDDENS in seinem Buch *The Constitution of Society* die disziplinäre Einheit von (Human)geographie, Geschichte und Sozialwissenschaften postuliert. Giddens Aussage klang verlockend für orientierungssuchende Geographen, und insbesondere Benno Werlen verankerte hier sein Theoriegebäude. Ein gewisser Selbstbehauptungswille gibt nun Anlass, das lange Zeit als Lob eines großen Bruders verstandene Postulat der Unterschiedslosigkeit zum ‚Dialog‘ zu erklären, zum Miteinander gleichberechtigter Wissenschaften. Ilse HELBRECHT entwarf in diesem Zusammenhang ein Titelbild, das beide Disziplinen als ein miteinander tanzendes Paar darstellt: Frau und Mann in gleicher Größe. Nach der Lektüre beschlichen den Rezensenten Zweifel an der suggestiven Aussagekraft dieses zweifelsohne gelungenen Piktogramms – ausgehend vom Hintergrund (puzzleartig gebrochenes Grün) und dem Grau der Figuren drängte sich eher die Assoziation mit dem Filmtitel ‚Der mit dem

Wolf tanzt‘ auf. Denn es handelt sich weniger um einen Tanz als um vorsichtige Annäherung, Abgrenzung und die Frage nach Definitionsmacht und Vereinnahmung:

Solange alle gesellschaftlichen Teilsysteme mit räumlichen Stereotypen und Kategorien kommunizieren – und daran kann und wird sich in absehbarer Zeit nichts ändern –, tun alle mit Gesellschaft befassten Wissenschaften gut daran, im Eigeninteresse diese Aspekte nicht dauerhaft zu ignorieren. Gerade wird dies auch von der postluhmanschen Systemtheorie erkannt. Die Beschäftigung von Soziologen (Politologen, Volkskundlern/Kulturanthropologen, Historikern, Volkswirtschaftlern ...) mit ‚Räumlichem‘ heißt deshalb aber noch lange nicht, dass sie an der Kommunikation mit Geographen interessiert sein müssten. Eine aufgrund Größe und Selbstbewußtsein vergleichsweise leicht ignorierbare Wissenschaft gerät sogar eher ins Abseits, wenn andere Disziplinen Zusammenhänge von Raum und Gesellschaft definieren wollen. Symptomatisch dafür sind z.B. die gegenwärtig ungestörten Revivals naturdeterministischer Erklärungsmuster in bejubelten internationalen Bestsellern von Biologen (Jared DIAMOND) oder Ökonomen (David LANDES). Dort wird ggf. eben nur die Geographie von 1937 berücksichtigt und keiner – außer manch missmutigem Geographen – stört sich dran. Viel zu oft und gern wird im Wettbewerb der Wissenschaftsdisziplinen das Rad neu erfunden; und dass Giddens den Begriff ‚geography-making‘ 1984 für die angelsächsische Soziologie ‚erfand‘, den doch bereits 1962 der Geograph Hartke geprägt hat, zeigt diese karrierefördernden Scheuklappen exemplarisch auf. Ein Großteil der soziologischen Theoriebildung basiert ja auf der Ignoranz historischer Kontinuitäten. Nur so lässt sich dauernd Neues in der gegenwärtigen Gesellschaft entdecken und Karriere in Medien und Wissenschaft machen.

Hartke hat einst in Modifikation von Clausewitz die Aufgabe sozialwissenschaftlicher Geographie selbstbewußt als

„Fortsetzung der Politik mit friedlichen Mitteln“ definiert. Die Münchener Sozialgeographie der 1960er und 1970er Jahre erfüllte diese Aufgabe, wenn auch mit der unseligen kommunalen Neugliederung. Ob dies heute einer im Windschatten von Giddens oder anderen externen Wissenschaftspäpsten segelnden Sozialgeographie gelingen kann, ist hingegen fraglich. Dann doch, wird sich die Politik zu recht sagen, lieber gleich das Original. Auch wenn Giddens Attraktivität in letzter Zeit unter der mangelnden Fortuna von New Labour gelitten hat, so gibt dies doch nur Freiraum für andere expansionsfreudige Gesellschaftswissenschaftler – und Sozialgeographen sind leider selten souverän genug, nicht nur ‚Nachdenker‘, sondern auch ‚Selbstdenker‘ zu sein. Es ist bezeichnend, dass im letzten Satz der Einleitung von „Mut für zukünftige Entwicklungen und Erträge der Forschung“ die Rede ist. Sehr selbstbewußt klingt das nicht. Und es kann nur böse enden, wenn man solche Perspektiven aus der Verbindung mit oder Duldung durch eine andere Leitwissenschaft erhofft. Erbhöfe gibt es in der Wissenschaft nicht, dafür aber eine Vielzahl von Fragestellungen, die sich für selbstdenkende Sozialgeographen eignen.

Ob Hartke, wie dies Benno WERLEN in seinem Beitrag darstellt, jene herausragende Bedeutung für die Sozialgeographie zukommt? Ebenso wie Bobek strebte Hartke nach einer theoretischen Grundlage, um die durch Verstrickung im Nationalsozialismus desavouierte Geographie als wissenschaftliche Disziplin zu retten. Angesichts der unklaren politischen Verhältnisse nach dem Krieg waren dafür möglichst flexible und unverfängliche Konzepte notwendig. Bobeks ‚Sozial-Landschaften‘ von 1948 mit einer selbst Marxismus-tauglichen Differenzierung nach ‚progressiven‘, ‚stationären‘ und ‚regressiven Sozialkörpern‘ übertraf Hartke noch, indem er Raum auf die Funktion eines Spiegels der (jeweiligen) Gesellschaft reduzierte. Gesellschaftliche Veränderung liess sich durch Raumbear-

achtung registrieren. Doch mit solcherlei Bestandsaufnahme konnte eine veränderungsbereite Politik wenig anfangen. Die Bobek-bezogene Münchener Sozialgeographie wurde denn auch von der Politik bevorzugt, gab sie doch insbesondere für Ballungsräume mehr Handlungsanweisungen und -rechtfertigungen als Hartkes ‚Registrierplatte‘ (die eigentlich nur in ländlichen Räumen funktionierte). WERLEN macht nun aus diesem Mißerfolg einen dramatischen Gegensatz von bornierter institutioneller wissenschaftlicher Geographie und Einzelkämpfer, bemüht sogar den Vergleich mit dem ‚brillianten Subjekt‘ Mozart – und dies bei einem wohlbestallten Ordinarius, der immerhin 1933–1973 eine ohne Unterbrechungen vierzigjährige Karriere in der Wissenschaft gemacht hat. Hartkes Suche nach den ‚Gesetzen menschlichen Zusammenlebens‘ als Basis für Raumplanung und Regionalpolitik mußte scheitern, weil solche ‚Gesetze‘, solche dauerhaften ‚Kammerungen‘ der Gesellschaft schon zu seiner Zeit nicht mehr existierten. Statt institutionalisierte Machtsysteme zu thematisieren, deren Raumrelevanz Hartke zweifelsohne registrierte („Die großen Wirtschaftsführer, die tagtäglich nichts anderes tun als geography-making“, schrieb er 1962), blieb er lieber auf der unverfänglichen und weniger riskanten Ebene pastoraler Petitionen, von ‚menschlichen Gruppen‘ und ‚menschlichem Handeln‘. WERLEN lobt, dass Hartke sich gegen plumpen Naturdeterminismus verwahrte und dessen Unzulänglichkeiten für eine Sozialgeographie am Beispiel der ‚Sozialbrachen‘ nachwies. Doch dies macht sicherlich noch keine „kopernikanische Wende der geographischen Welt-sicht“ – stand Hartke doch in dieser Hinsicht in einer fachwissenschaftlichen Oppositions-Tradition, die mindestens auf Hugo Hassingers *Der Staat als Landschaftsgestalter* (1932) zurückging. WERLEN hat für seinen Beitrag zu Ehren des verstorbenen Hartke den nahezu unveränderten Text seines Lehrbuches *Sozialgeographie* verwendet – und entsprechend

werden Hartkes Ansätze eigentlich lediglich hinsichtlich ihrer Tauglichkeit für die WERLENSCHE handlungszentrierte Sozialgeographie geprüft und bewertet.

Erika SPIEGEL geht den Gründen der ‚Raumvergessenheit‘ der Soziologie nach und zeigt, daß eine auch für soziologische Fragestellungen sinnvolle stärkere Berücksichtigung von Raum- und Sachinventaren durch rein handlungsorientierte Erklärungsansätze rasch an Grenzen stößt. Wichtig ist ihr dabei der Hinweis auf die Raumrelevanz der unbeabsichtigten Wirkungen absichtsvollen Handelns. Institutionelle Ordnungen (BARKER: Behavior Setting) und konstruktivistische Ansätze (BERGER/LUCKMANN) werden knapp gestreift, der Schwerpunkt der Ausführungen liegt bei handlungstheoretischen Konzepten, insbesondere den Arbeiten von LINDE (Sachdominanz in Sozialstrukturen, 1972) und ESSER (Grundmodell der soziologischen Erklärung, 1993). Insgesamt eine spannende und inspirierende Lektüre, in der auch die Angst der Soziologen vor ‚ökologischen Fehlschlüssen‘ bei Beweisführungen auf der strukturellen Ebene angesprochen wird. Jedes Fach hat eben seine Leichen im Keller.

Jürgen POHL erschreckt den Leser zu Beginn seines Beitrages mit der Kapitulation vor der Sachkompetenz der Sozialwissenschaften: Sozialgeographie hat bei ihm letztlich nur die Funktion einer geduldeten Hilfswissenschaft fürs Räumliche, darf sich praxisnah als gutachterlicher Ausputzer von (von wem eigentlich definierten?) Fehlentwicklungen kümmern, um Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit, Abstellen von Mängeln etc. Glücklicherweise ist POHL kein Soziologe, sondern Geographie-Professor in Bonn, und so kann er es schon aus „existentiell-institutionellen Gründen“ nicht bei diesem deprimierenden Fazit belassen. Daher plädiert er dafür, Sozialgeographie solle „durch das Aufschließen der räumlichen Dimension der Postmoderne“ zur Erklärung der Gesellschaft beitragen. Da kann man nur hoffen, dass es so etwas

wie Postmoderne gibt. Aber das ist ja sicher eine Frage für andere. Woher kommt nur diese Kleinmütigkeit? Wer oder was hindert Sozialgeographen daran, sich eigenständig Gedanken über die raumrelevanten Prozesse in der Welt zu machen, über das, was Geographie macht? Man muss sich Gedanken machen wollen. POHL nennt als Forschungsfragen ‚Wo ist die soziale Welt räumlich strukturiert?‘ und ‚Kann die Sozialgeographie belegen, daß mit räumlichen Konzepten mehr erklärt werden kann als ohne?‘ Dies zeigt die Unergiebigkeit positivistischer Ansätze, wenn nicht gerade eine administrative Neuordnung ansteht. Ohne Frage gibt es räumliche Strukturen der sozialen Welt. Die weitaus interessantere Frage ist: Welche gesellschaftlichen Funktionen erfüllt die räumliche Strukturierung der sozialen Welt? Die Antworten mögen unbequem oder sogar riskant sein, aber daraus ergeben sich vielleicht auch bessere und ggf. sogar eigene Grundlagen, um Ziele wie Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit oder gleichwertige Lebenschancen zu erreichen – oder zu wissen, warum man sie nicht erreicht.

Peter WEICHHART sieht die Aufgabe der Sozialgeographie in der „Analyse der räumlichen Strukturiertheit gesellschaftlicher Phänomene“. Ausgehend von dem Wissen, dass Räumlichkeit zu den immanenten Strukturprinzipien der sozialen Welt gehört, forscht er der konstanten Wirksamkeit und Suggestivität solcher traditionell substantialistischen ‚Raumbilder‘ nach. Dabei folgt er der tradierten Form der Zerlegung (diesmal vier Raumkonzepte), legitimiert durch Karl POPPERS Drei-Welten-Theorie von 1973 und beweist wieder einmal „Verwirrungszusammenhänge“ zwischen den Raumkonzepten. Dies ist durchaus zutreffend, und findet sich im übrigen sozialgeographischer bereits 1987 bei Gerhard HARDS Differenzierung der ‚Drei Okzitanien‘. Aber die Frage muß doch sein, warum solche Verwirrungszusammenhänge bzw. Verklammerungen derart langlebig und gesellschaftsprägend sind. Als Gegen-

argument zu den ‚Raumexorzisten‘ gibt Weichhart eine Antwort, die alles miteinander verknüpft will: „spezifische Aspekte oder Ausschnitte der erdräumlich lokalisierbaren Welt [werden] in einem spezifischen Handlungskontext über die subjektiven und objektiven Sinnzuschreibungen zu einem wesensinhärenten Element des Sozialen“. Warum aber nicht einfacher und prägnanter: Elemente des Sozialen machen durch subjektive Sinnzuschreibungen und ggf. spezifische Handlungskontexte erdräumlich lokalisierbare Welt. Weichhart will dem Raum eine Subjektbedeutung belassen, muss aber deshalb eine Passivkonstruktion („werden“) nutzen, um nicht in den Verdacht des Raumdeterminismus zu geraten. Dies zeigt die Krux. Geographie ist doch ‚Beschreibung von Raum‘ – und nicht Raum macht Gesellschaft, sondern Gesellschaft macht Raum. Wer schon hier eine Einvernahme durch andere Sozialwissenschaften befürchtet, entkommt nie dem Stadium „Es ist schon ein Jammer mit der Geographie“, mit dem Weichhart seinen Beitrag einleitete. Die entscheidende Frage ist doch: Was ist das aktive Element in Interaktionszusammenhängen. Seit jeher ist es ein Hauptmerkmal sozialer Machtverhältnisse, Sinnzuschreibungen und Normen aufzuoktroyieren – und dies nicht nur auf dem ‚Umweg‘ über materielle Strukturen, sondern auch auf direkte kommunikative Weise.

Der Beitrag des Bamberger Urbanisten Richard PIEPER zeigt, wie wenig ein Soziologe mit dem Entwicklungsweg einer Nachbarwissenschaft vertraut sein muss. So vertritt er die These, in den Zeiten von Durkheim und Simmel – also um 1900 – hätten Soziologen und Geographen gemeinsame Wege der disziplinären Entwicklung beschritten. Weil die Soziologie sich dann von den Naturwissenschaften distanzierte, verlor sie auch die Geographie (wohl auch eine Naturwissenschaft) aus den Augen. Ein Zitat von Hartke aus dem Jahr 1962

nutzend, wird keck behauptet: „Die Sozialgeographie hingegen stellt nach wie vor eine ‚Brücken-Disziplin‘ dar“. Lernen von der Soziologie soll denn auch die Devise lauten: „Eine grundsätzlich positive Orientierung an der Soziologie ist deshalb für die Disziplin konstitutiv.“ Nur weil Sozialgeographen in Teilbereichen mit Soziologen um Drittmittel und Gutachten erfolgreich konkurrieren, lohnt es sich für Soziologen, über das Verhältnis der beiden Disziplinen nachzudenken. Unter diesen Voraussetzungen ist denn auch Piepers Empfehlung zu werten, die Sozialgeographie möge sich doch um angemessene Raum-Zeit-Modelle kümmern – eine Art ‚Sozialphysik‘. Begründet wird dies damit, dass ‚Zeit‘ eine naturwissenschaftliche Kategorie und deshalb für das Brückenfach Sozialgeographie geeignet sei. Folgte die Sozialgeographie dieser Empfehlung, wäre es wirklich ihr Ende.

Fazit: Selbstreferentieller Raumexorzismus ist auf Dauer kein besonders attraktives Forschungsdesign. Welcher Geograph behauptet denn wirklich noch, dass Räume oder Regionen ein eigenständiges Wesen haben? Das Landschaftsparadigma hatte einstmal seine disziplinäre Berechtigung. Aber das ist doch Schnee von (vor)gestern. WEICHHART beklagt die Unfähigkeit der (positivistischen und handlungszentrierten) Sozialgeographie, zum Kern der Zusammenhänge von Raum und Gesellschaft vorzudringen, und der Soziologe PIEPER konstatiert kühl eine Identitätskrise bei der Nachbarwissenschaft, die die Formulierung eines erkennbaren Angebotes an andere Wissenschaften und die Gesellschaft weitgehend blockiert. Vielleicht liegt die Ursache der ganzen Misere in der Fixiertheit auf die Scholastik einer handlungszentrierten Sozialgeographie. Es wäre ja nicht das erste Mal, dass sich Geographie in Sackgassen verirrennt.

Thomas SCHWARZE, Münster